

ESSAY | PEER REVIEWED

Wie gesellschaftliche Normen und Machtverhältnisse durch Sprache vermittelt werden:

Eine kritische Diskursanalyse im Rahmen eines Dissertationsprojekts zu Diskriminierung in der Musiktherapie

Julia Fent ^{1*}

¹ mdw – University of Music and Performing Arts Vienna, Austria

* fent@mdw.ac.at

Received 30 July 2021; Accepted 8 September 2022; Published 1 November 2022

Editors: Maren Metell, Hiroko Miyake, Andrew Dell'Antonio, Alyssa Hillary Zisk

Reviewer: Noah Potvin

Abstract

In diesem Artikel umreißt ich zunächst mein Dissertationsprojekt, in welchem ich eine Analyse deutschsprachiger musiktherapeutischer Diskurse aus einer diskriminierungskritischen Perspektive vornahm. Dies geschah im Rahmen einer partizipativen Forschungsgruppe zusammen mit anderen Musiktherapeut:innen und durch die Analyse von Musiktherapie-Lehrbüchern. Theoretische Bezüge lieferten hierbei der Ansatz der Intersektionalität und Queer Theory, deren diskriminierungskritisches Potenzial ich kurz skizzieren werde. In der Beschreibung meines Vorgehens bei der Textanalyse und der Vorstellung der Ergebnisse werde ich Aspekte wie Wertungen, Ausschlüsse und Othering und deren sprachliche Erscheinungsformen aufzeigen. Parallel dazu werde ich auf der Grundlage meiner Erkenntnisse Vorschläge machen, wie anti-diskriminatorische Bemühungen in der Musiktherapie durch die kritische Reflexion der geschriebenen sowie der gesprochenen Sprache und entsprechende Veränderungen derselben unterstützt werden können.

Schlagworte: Normen und Machtverhältnisse in der Musiktherapie; sprachlich vermittelte Diskriminierung und Antidiskriminierung; kritische Diskursanalyse

Einleitung

Die Themen Diskriminierung und Antidiskriminierung wurden in den letzten zehn Jahren in der Musiktherapie von zahlreichen Autor:innen¹ aufgegriffen. Es liegen eine Vielzahl

von Artikeln und Büchern in englischer Sprache vor, die sich mit Diskriminierung in der Musiktherapie befassen und dabei z. B. auf verschiedene feministische Perspektiven (z. B. Edwards & Hadley, 2007; Halstead & Rolvsjord, 2015; Seabrook, 2019), Perspektiven von Critical Race Theory (z. B., Hadley, 2013b), Disability Studies (z.B. Hadley, 2014; Kalenderidis, 2020; Metell, 2014; Rolvsjord, 2014), postkoloniale Theorien (z.B. Comte, 2016), Queer Theory (z.B. Bain et al., 2016; Bain & Gumble, 2019) und Anti-Oppressive Practice (z.B. Baines, 2013; Whitehead-Pleaux, 2017) zurückgreifen.

Meine Motivation, in meiner Dissertation (Fent, 2021) speziell auf deutschsprachige Kontexte einzugehen, war, dass ich davon ausging, dass das Nicht-Vorhanden-Sein diskriminierungskritischer Texte in der deutschsprachigen Musiktherapieliteratur darauf hindeutet, dass es in der deutschsprachigen musiktherapeutischen Praxis, Ausbildung und Forschung noch wenig Reflexion zu diesem Thema gibt. Mit meiner Forschung wollte ich solche Bemühungen unterstützen. Darüber hinaus sind Diskriminierung sowie musiktherapeutische Forschung und Praxis historisch und lokal verortet, so dass es notwendig ist, die Kritik auf spezifische Umstände zu beziehen.

Ich ging von der Annahme aus, dass musiktherapeutische Theorie, klinische Praxis und Forschung von den sozialen Normen einer Gesellschaft durchdrungen sind (Hadley, 2013a). Dies führt zur Perpetuierung stereotyper Zuschreibungen und zur Marginalisierung bestimmter Positionen, Personen und Gruppen. Ich ging ferner davon aus, dass sich diese Normen und damit auch die Ausschlüsse, die sie mit sich bringen, (1) in der Art und Weise manifestieren, wie Musiktherapeut:innen und Klient:innen interagieren, sowie (2) in der Art und Weise, wie Musiktherapie in Texten dargestellt wird. Meine Forschung sollte sich daher mit diesen beiden Aspekten befassen, um Diskriminierung zu erkennen und zu untersuchen sowie anschließend Vorschläge zu ihrer Reflexion und ihrem Abbau – speziell für den deutschsprachigen Kontext – anzubieten.

Dazu kombinierte ich zwei Forschungsansätze, die einander ergänzen. Zum einen initiierte ich eine kollaborative Forschungsgruppe bestehend aus Musiktherapeut:innen. Wir alle hatten zu unterschiedlichen Zeiten unsere Musiktherapieausbildung in Wien absolviert und waren in verschiedenen Regionen Österreichs und Deutschlands als Musiktherapeut:innen tätig. Das Konzept der Forschungsgruppe basierte auf dem Modell der Co-operative Inquiry (Heron, 1996; Heron & Reason, 2001). Bei der Analyse der im Rahmen der Forschungsgruppe gewonnenen Daten folgte ich einem Grounded Theory-Ansatz (Breuer et al., 2019). In der Gruppe untersuchten wir die Vorannahmen und Zuschreibungen, mit denen wir Klient:innen begegnen, indem wir gemeinsam unsere musiktherapeutische Praxis reflektierten. Aufgrund des Machtverhältnisses zwischen Musiktherapeut:innen und Klient:innen könnte dies als hegemoniale Selbstreflexion (Tißberger, 2017) bezeichnet werden.

Der zweite Ansatz, den ich verfolgte, war die Analyse von fünf deutschsprachigen Musiktherapie-Lehrbüchern (Decker-Voigt et al., 2008/2020; Schmidt et al., 2020b; Stegemann, 2018; Stegemann & Fitzthum, 2014/2018; Stegemann & Weymann, 2019) im Sinne der kritischen Diskursforschung (Reisigl, 2017a, 2017b; Reisigl & Wodak, 2001). Ziel dieser Analyse war es, die Normen und Werte herauszuarbeiten, die die Texte widerspiegeln, sowie aufzuzeigen, welche übergeordneten gesellschaftlichen und globalen Machtverhältnisse dadurch reproduziert und welche Personen oder Gruppen marginalisiert werden. In all diesen Büchern fungierten Vertreter:innen der Musiktherapieausbildung in Wien als (Mit-)Autor:innen oder (Mit-)Herausgeber:innen, oft gemeinsam mit Vertreter:innen anderer Musiktherapieausbildungen im deutschsprachigen Raum (Österreich, Deutschland und Schweiz).

Meine übergeordnete Forschungsfrage lautete wie folgt: Wodurch und in welcher Weise realisieren sich Diskriminierungen in der Musiktherapie und welche alternativen Denk- und Handlungsweisen können unter Einbezug anti-diskriminatorischer Ansätze entwickelt werden?

Ich verfasste meine Dissertation im Fach Gender Studies und verknüpfte damit meinen beruflichen Hintergrund als Musiktherapeutin mit dieser spezifischen wissenschaftlichen Perspektive. Gender Studies werden im deutschsprachigen Kontext als Sammelbegriff für verschiedene Ansätze verstanden, denen gemein ist, dass sie gesellschaftliche Machtverhältnisse auf der Basis sozialer Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Sexualität oder Gesundheit analysieren, dabei aber stets die Prozesse der Kategorisierung selbst kritisch hinterfragen und dekonstruieren (Dietze, Hornscheidt et al., 2012).

In den folgenden Abschnitten werde ich den theoretischen Rahmen meines Forschungsprojekts sowie die Methodik und Vorgehensweise bei der Analyse der Lehrbücher umreißen. Ich werde die zentralen Ergebnisse dieser Analyse vorstellen, verwoben mit daraus resultierenden Vorschlägen, wie Diskriminierung in der Musiktherapie durch einen Fokus auf den Gebrauch von Sprache verringert werden kann.

Theoretischer Rahmen

Diskriminierung äußert sich als Rassismus, Sexismus, Klassismus, Heterosexismus, Ableismus, Ageismus und vieles mehr. Sie zeigt sich in verschiedenen Formen, wie stereotypen Zuschreibungen, dem Vorenthalten von Positionen und Rechten oder der Nichtanerkennung der Selbstdefinition einer Person. Um zu verstehen, wie Diskriminierung entsteht, zog ich in meiner Forschung zwei Ansätze heran, Queer Theory und Intersektionalität, die einander ergänzen (Dietze, Michaelis & Haschemi Yekani, 2012). In einem queertheoretischen (Butler, 1990, 1993) Verständnis lässt Diskriminierung sich über soziale Normen erklären, die diejenigen, die diesen Normen nicht entsprechen, marginalisieren und unsichtbar machen. Intersektionalität (Crenshaw, 1989; Hill Collins & Bilge, 2020) lenkt die Aufmerksamkeit auf verschiedene soziale Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Sexualität, Alter oder Befähigung, die sich gegenseitig beeinflussen und definieren. Gesellschaftliche Machtverhältnisse führen dazu, dass Menschen innerhalb sozialer Kategorien entweder privilegiert oder marginalisiert sind. Intersektionale Ansätze weisen darauf hin, dass diese Positionierungen nie unabhängig voneinander betrachtet werden können. Privilegierte Positionen und Anliegen – zum Beispiel weiße, heterosexuelle, männliche, Mittelklasse-Positionen – fungieren als unmarkierte Norm und werden als universell angesehen. Queer Theory weist hier wiederum darauf hin, dass soziale Kategorien nicht als starr oder „natürlich“, sondern immer als konstruiert und kontextabhängig betrachtet werden müssen. Sie impliziert also ein anti-essentialistisches Verständnis sozialer Kategorien. Diskriminierung ist somit eingebettet in die jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen, in denen alle Menschen leben und unterschiedliche privilegierte und marginalisierte Positionen einnehmen. Umso wichtiger ist eine kontinuierliche kritische Selbstreflexion, um diskriminierende Strukturen sowie das eigene diskriminierende Handeln aufzudecken und zu gesellschaftlichem Wandel beizutragen.

All dem, was ich gerade skizziert habe, liegt ein konstruktivistisches Weltbild zugrunde, angelehnt an das Konzept des Sozialkonstruktivismus von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1966). Dessen zentrale Annahmen sind, dass es keine beobachtbare objektive Wirklichkeit gibt, weil Beobachten immer bereits mit Interpretieren verbunden ist; dass Wirklichkeit durch soziale Interaktionen zwischen Menschen konstruiert wird, und dass diese Interaktionen durch die Werte und Normen ihrer Kultur und Gesellschaft strukturiert sind. Realität als Ganzes, und daher auch Wissen und Forschung, sind also stets situiert (Haraway, 1988) und durch ihre spezifischen Kontexte geformt. Die beteiligten Akteur:innen und ihre Interaktionen sind von Machtverhältnissen und Normen geprägt, die einzelnen Personen aufgrund ihrer privilegierten oder marginalisierten Position mehr oder weniger Wert, Glaubwürdigkeit usw. zuschreiben.²

Methodik und Vorgehensweise

In meinem Dissertationsprojekt kombinierte ich mehrere methodische Ansätze, um den verschiedenen Aspekten des Themas gerecht zu werden. Im Folgenden stelle ich die Textanalyse näher vor, gehe jedoch in diesem Artikel nicht näher auf die oben erwähnte partizipative Forschungsgruppe ein.³

Grundlegend ist zum Kontext meiner Forschung zu sagen, dass ich sie im Rahmen einer Dissertation an einer Universität durchführen konnte. Ich betrachte dies als Privileg und hoffe, dieses Privileg dafür genutzt zu haben, Privilegien im Allgemeinen kritisch zu hinterfragen und einen Beitrag zur Destabilisierung diskriminierender Normen und gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu leisten. Ein zentrales Moment meines Vorgehens war das Bewusstsein über meine eigene Positionierung als in Österreich geborene weiße lesbische Cis-Frau mit akademischem Abschluss in relativ gesicherter finanzieller Situation ohne nennenswerte gesundheitliche Probleme, und wie dies meine Wahrnehmung beeinflusst.

Für meine Textanalyse habe ich aus der Vielzahl deutschsprachiger musiktherapeutischer Bücher und Artikel gezielt solche ausgewählt, die als Lehrbücher konzipiert sind. Lehrbüchern wird im Allgemeinen besondere Autorität zugeschrieben (Messer, 2013), weswegen ich sie als besonders einflussreich ansah. Bei der Analyse der Lehrbücher war für mich die kritische Diskursforschung, insbesondere der diskurs-historische Ansatz (Reisigl, 2017b, 2017a; Reisigl & Wodak, 2001), maßgeblich. Dieser zeichnet sich durch sein gesellschaftspolitisches Engagement aus und fokussiert daher häufig Formen der Diskriminierung wie etwa Rassismus, Sexismus oder Fremdenfeindlichkeit. Die zentrale Frage ist stets, wie diese semiotisch (d.h. über Sprache, Bilder, Klänge, aber auch interaktive Elemente wie etwa Computer-Programme oder Spiele) vermittelt werden. Das Resultat bzw. das Ziel einer solchen kritischen Diskursanalyse ist die Formulierung von Empfehlungen auf Grundlage der vorgenommenen Kritik, mit dem Ziel, mehr soziale Gerechtigkeit in dem jeweils untersuchten Gebiet zu erreichen.

Für mein Verständnis von Diskurs waren die Ausführungen von Judith Butler (1990) zur Performativität von Diskursen, die sich wesentlich über Sprache realisieren, entscheidend. Gemäß der Performativität von Sprache und anderer Kommunikationsmittel beschreiben Äußerungen nicht Wirklichkeit, sondern sie schaffen diese Wirklichkeit im Akt des Sprechens (Austin, 1962). Ob dies gelingt, hängt wesentlich von der Position der Sprechenden ab. Wird einer Person aufgrund ihres gesellschaftlichen Status keine Glaubwürdigkeit zugestanden, so sind ihre Äußerungen weniger wirkmächtig als jene von Personen in angeseheneren Positionen. Sprache spiegelt also gesellschaftliche Machtstrukturen und Normen wider und trägt dazu bei, diese zu stabilisieren. Wird sie hingegen bewusst anders verwendet, kann sie zu deren Destabilisierung beitragen. Dies geschieht beispielsweise durch die Art und Weise oder die Häufigkeit der sprachlichen Repräsentation bestimmter Personen. Die Aufdeckung dieser sprachlichen Strukturen ist daher ein erster wichtiger Schritt, um Diskriminierung entgegenzuwirken, indem angemessenere und inklusivere Formen des Sprechens und Schreibens gefunden werden.

Dies sind die fünf Bücher, die ich in unterschiedlicher Tiefe analysierte:

- Decker-Voigt, H.-H., Oberegelsbacher, D. & Timmermann, T. (Hrsg.). (2008/2020). Lehrbuch Musiktherapie (3., aktualisierte Auflage). Reinhardt. (Erstveröffentlichung 2008)
- Stegemann, T. & Fitzthum, E. (Hrsg.). (2014/2018). Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder (2., aktualisierte und erweiterte Auflage). Praesens. (Erstveröffentlichung 2014)
- Stegemann, T. & Weymann, E. (2019). Ethik in der Musiktherapie: Grundlagen und Praxis. Psychosozial-Verlag.

- Stegemann, T. (2018). Was MusiktherapeutInnen über das Gehirn wissen sollten: Neurobiologie für die Praxis. Reinhardt.
- Schmidt, H. U., Stegemann, T. & Spitzer, C. (Hrsg.). (2020). Musiktherapie bei psychischen und psychosomatischen Störungen. Elsevier.

Die wesentlichen Fragen hierbei waren, welche Normen und Werte den Texten zugrunde liegen, welche gesellschaftlichen/globalen Machtverhältnisse und Normen durch sie reproduziert werden und wie sich dies auf bestimmte Personen oder Gruppen benachteiligend auswirkt. Freilich wurden viele der Elemente, die ich in den Texten aufzeigen konnte, in Artikeln und Büchern, die sich mit Diskriminierung in der Musiktherapie beschäftigen, bereits erwähnt. Das Aufzeigen dieser Elemente anhand deutschsprachiger Texte ermöglichte es mir jedoch, die Kritik zu verorten und zu untermauern sowie konkrete Punkte zu finden, an denen der Sprachgebrauch weniger diskriminierend gestaltet werden könnte. Dies verdeutliche ich anhand von Beispielen. Alle Sprachen haben ihre spezifischen Strukturen und Eigenheiten, auf deren Relevanz ich in den folgenden Abschnitten hinweisen werde.

Bei meiner Analyse bestimmte ich drei wesentliche Elemente (Reisigl & Wodak, 2016):

- Nominationen, d.h. die Benennung von sozialen Akteur:innen oder anderen bedeutsamen Elementen im Text, wie z.B. musikalische oder psychologische Phänomene oder historische Ereignisse. Leitende Fragen waren beispielsweise: Wie werden die an der Musiktherapie beteiligten Personen benannt? Auf welche Kontexte verweist dies? Welche Begriffe kommen im Zusammenhang mit Musik zum Einsatz? Welche anderen zentralen Begriffe gibt es, und welche Bedeutung haben sie?
- Prädikationen, d.h. Eigenschaften, Attribute, Qualitäten und Merkmale, die den Akteur:innen zugeschrieben werden, z.B. in Abhängigkeit von ihrer Geschlechtsidentität, ihrem Alter, ihrer Herkunft und weiteren Aspekten.
- Perspektivierungen, d. h. die Frage, welchen Standpunkt die Autor:innen einnehmen.

Dazu wurde eine Auswahl an Analysemitteln verwendet, wie sie im diskurshistorischen Ansatz beschrieben werden (Reisigl, 2017a, 2017b):

- Die Klärung von verbalen Strategien wie
 - Aktivierung und Passivierung: Im Deutschen wird z.B. für Therapeut:innen und Ärzt:innen häufig der Begriff „Behandelnde“ (aktive Form, die Person, die behandelt) und für Klient:innen der Begriff „Behandelte“ (passive Form, die Person, die behandelt wird) verwendet.
 - Abstraktion: Anstatt von Menschen sprechen Autor:innen oft von Symptomen, die behandelt werden, von Verhaltensweisen, die verändert werden, usw.
 - Kollektivierung oder Verallgemeinerung: Dies geschieht etwa, wenn Personen anhand eines bestimmten Merkmals (z. B. einer Diagnose oder ihres Alters) gruppiert werden und andere Merkmale dabei außer Acht gelassen werden.
- Die Bestimmung der Standpunkte, aus denen heraus die Texte formuliert werden:
 - Eine Frage war hier etwa, ob und wie Autor:innen sich positionieren, und wenn nicht, welche Standpunkte implizit sichtbar werden, z.B. durch die Schaffung eines „Wir“ und eines „die Anderen“ (Othering).
- Ein weiterer Ansatz war die Frage danach, welche sozialen Kategorien in den Vordergrund gerückt werden und welche selten oder gar nicht vorkommen, und die Bestimmung, welche Positionen innerhalb dieser Kategorien als privilegiert

dargestellt werden.

- Außerdem erwies es sich als hilfreich, zu untersuchen, was in den Texten unerwähnt bleibt (Auslassungen). So wurde in den analysierten Texten beispielsweise praktisch nicht erwähnt, dass es neben heterosexuellen Paaren auch andere Beziehungsformen gibt, oder Personen, die sich jenseits einer Geschlechterbinarität identifizieren. Auch eine solche Unsichtbarkeit kann als Diskriminierung gesehen werden.

Nachdem ich meine Analyse der Bücher abgeschlossen hatte, begann ich, deren Ergebnisse mit jenen aus der Forschungsgruppe zu kombinieren, um übergreifende Themen zu bestimmen, in denen sich alle Erkenntnisse meiner Forschung zusammenfassen ließen. Am Ende dieses Prozesses kristallisierten sich fünf verschiedene Themen heraus:

- Soziale Kategorien – unmarkierte Normen und Ausschlüsse
- Wertungen in Bezug auf Musik und musikalische Interaktion
- Konzeptualisierungen von Klient:innen und Therapeut:innen
- Wertungen und Normen im beruflichen und disziplinären Umfeld
- Wertungen in Bezug auf Forschung

Ergebnisse

Ich werde nun zentrale Ergebnisse der Textanalyse darlegen und einige Beispiele anführen, sie mit Literatur zu den jeweiligen Themen in Verbindung bringen und Schlussfolgerungen ziehen, wie Diskriminierung durch Veränderungen in musiktherapeutischer klinischer Praxis, Ausbildung und Forschung verringert werden kann.

An dieser Stelle möchte ich betonen, dass ich mich bei meiner Analyse auf einen klar umrissenen Aspekt der Texte konzentrierte. Wenn ich also Kritik anbringe, so stelle ich damit keineswegs die musiktherapeutische Kompetenz der Autor:innen generell in Frage. Ebenso möchte ich, wenn ich Stellen in den Texten identifiziere, an denen ich Diskriminierung reproduziert sehe, nicht unterstellen, dass die Autor:innen dies auch beabsichtigten. Sprache ist kontextabhängig, und so können Begriffe, die in manchen Kontexten, z. B. im medizinischen Bereich, üblich sind und daher dort unhinterfragt verwendet werden, in anderen Kontexten als abwertend oder stigmatisierend empfunden werden oder von denjenigen, auf die sie sich beziehen, abgelehnt werden. Es ist also prinzipiell unmöglich, nie etwas zu sagen oder so zu handeln, dass es von jemandem als diskriminierend empfunden werden kann. Hier schließe ich selbstverständlich auch mich selbst mit ein. Sich selbst einzugestehen, dass die eigenen privilegierten und marginalisierten sozialen Positionen mehr oder weniger sensibel für spezifische Diskriminierungen machen, macht meines Erachtens eine Reflexion des eigenen Handelns möglich, ohne dass diese abgewehrt wird.

Soziale Kategorien – unmarkierte Normen und Ausschlüsse

Der Fokus auf soziale Kategorien ermöglichte mir die Bestimmung der unmarkierten Normen, die in musiktherapeutischer Theorie und Praxis transportiert werden und darüber entscheiden, welche Personen privilegiert und welche marginalisiert werden. Dies zeigt sich beispielsweise darin, welche Personen erwähnt und welche ausgelassen werden, was als „normal“ und was als „Abweichung“ gilt.

Wesentlich ist hier die Verwendung einer Sprache, die imstande ist – ober eben nicht – verschiedene Geschlechter zu repräsentieren: Die Tatsache, dass im Deutschen jedes Wort, das sich auf Menschen bezieht, eine männliche und eine weibliche Form hat (z.B. Therapeut und Therapeutin), wirft zwei Probleme auf: Erstens wird durch die Möglichkeit, genau zwei Geschlechter zu benennen, die Geschlechterbinarität, die die meisten

Gesellschaften immer noch strukturiert, auch in der Sprache verankert. Der Wunsch, Personen mit anderen Geschlechtsidentitäten, wie trans, nicht-binär oder queer, einzubeziehen, erfordert ein gewisses Maß an Kreativität und wird häufig mit dem Argument abgelehnt, dass solche Bemühungen die Sprache „zerstören“ würden. Zweitens war es im Deutschen lange Zeit (und ist es in vielen Kontexten immer noch) eine unhinterfragte sprachliche Gepflogenheit, die männliche Pluralform für Gruppen an Personen zu verwenden, auch wenn sich Personen unterschiedlicher Geschlechter in dieser Gruppe befinden (das sog. generische Maskulinum). Dadurch wird nicht nur unklar, ob eine Gruppe tatsächlich nur aus Männern besteht, sondern es werden auch alle Personen mit anderen Geschlechtsidentitäten in der Wahrnehmung der Lesenden oder Hörenden in dieser Gruppe unsichtbar. Auf diese Weise wird die soziale Vorherrschaft von Männern, die immer noch viele Gesellschaften prägt, untermauert. Diese Praxis wird von Feminist:innen seit den frühen 1980er Jahren kritisiert (Pusch, 1984, 1990). Dennoch ist sie immer noch weit verbreitet und findet sich, mehr oder weniger stark, auch in einigen der von mir analysierten Bücher (v.a. in Decker-Voigt et al., 2008/2020). Die Forschung hat eindeutig gezeigt, dass, selbst wenn die Absicht der Autor:innen darin bestehen mag, alle Personen in der männlichen Pluralform eines Substantivs einzuschließen, die Rezipient:innen in erster Linie an männliche Personen denken (Schröter et al., 2012; Stahlberg & Sczesny, 2001), wodurch Personen anderer Geschlechter unsichtbar werden. Dies ist besonders schädlich in Kontexten, in denen Frauen traditionell unterrepräsentiert sind (etwa in gesellschaftlich hoch angesehenen und gut bezahlten Berufen und in Führungspositionen), da es diese Ungleichheit stabilisiert.

Ein weiterer Aspekt, den ich in meiner Analyse in Bezug auf das Geschlecht aufzeigen konnte, war, dass viele Texte Geschlechterstereotypen rekonstruierten. Grammatikalisch wurden Männer oft als aktiv dargestellt, sie waren die handelnden Subjekte in den Texten, während Frauen oft passiv dargestellt wurden – im grammatikalischen Sinne, aber auch in der Art und Weise, wie ihre Interaktionen beschrieben wurden (insbesondere in Decker-Voigt et al., 2008/2020). Diese Strategie schreibt Männern Eigenschaften wie Initiative und Aktivität zu, Frauen hingegen Eigenschaften wie Empfänglichkeit und Passivität. Interessanterweise zeigt sich das gleiche Ungleichgewicht in vielen Texten bei der Darstellung von Therapeut:innen und Klient:innen, indem Therapeut:innen grammatikalisch aktiv bzw. als Behandler:innen dargestellt werden, Klient:innen jedoch erhalten Behandlung. Grammatikalische Manifestationen dieser Art laufen Bestrebungen in der Musiktherapie zuwider, die Hierarchie zwischen Therapeut:innen und Klient:innen zu destabilisieren und die Position von Klient:innen zu stärken (Rolvsjord, 2004, 2010).

Ein weiteres zentrales Element in den Texten war Oothering, d.h. die Etablierung bestimmter Lebensweisen als Norm, während andere als „anders“ markiert werden. Dies war beispielsweise im Hinblick auf die soziale Kategorie der Ethnizität feststellbar, wenn andere als europäische Kulturen pauschal als „ethnisch“ bezeichnet wurden (Timmermann, 2020a, S. 85). Europäische Kultur (in diesem Text im Singular verwendet) wurde damit als neutral hinsichtlich Ethnizität dargestellt und damit universalisiert. Bei Personen erfolgte Oothering diesbezüglich dadurch, dass ethnische oder kulturelle Zugehörigkeiten von Personen nur dann erwähnt wurden, wenn sie nicht mit denen der Autor:innen identisch waren.

Heterosexualität wurde in den untersuchten Büchern weitgehend als Norm etabliert, indem immer dann, wenn Begehren, Paar- oder Familienkonstellationen thematisiert wurden, nur heterosexuelles Begehren (Decker-Voigt, 2020c), heterosexuelle Paare (Oberegelsbacher, 2020a) und heterosexuelle Elternkonstellationen (Fitzthum, 2018; Oberegelsbacher, 2020a) erwähnt wurden, ohne den Zusatz, dass dies jeweils nur eine von vielen möglichen Variante ist.

Eine soziale Kategorie, die in den Büchern keinerlei Nennung erfuhr, sehr wohl aber in den Diskussionen in der Forschungsgruppe präsent war, ist jene der Klasse bzw. des

Bildungshintergrunds. Gerade die Abwesenheit dieses Aspekts in der analysierten Literatur lässt darauf schließen, dass es sich hierbei um ein noch weitgehend unsichtbares Privileg von Musiktherapeut:innen im deutschen Sprachraum handelt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass lediglich in einem der analysierten Bücher (Stegemann & Weymann, 2019) die Wirkmächtigkeit der eigenen sozialen Positionierung angesprochen wurde. Die Autoren betonen darin auch die Notwendigkeit der Reflexion der gesellschaftlichen Machtverhältnisse, aus denen diese erwächst.

Während ein diskriminierender Sprachgebrauch die Diskriminierung von Individuen und Gruppen untermauert, so kann ein inklusiver Sprachgebrauch dem entgegenwirken. Wie bereits erwähnt, ist der Aspekt des Geschlechts in der deutschen Sprache besonders herausfordernd, da die diesbezüglich üblichen sprachlichen Möglichkeiten eine binäre Sichtweise auf Geschlecht widerspiegeln. Hier sind kreative Lösungen und Experimente gefragt sowie eine Haltung, die diese willkommen heißt und nicht als „Zerstörung der Sprache“ oder als lästige Pflicht betrachtet.

Bei der Beförderung gesellschaftlichen Wandels durch Sprache ist die Frage entscheidend, welche Gruppen, Individuen und Identitäten in der Sprache vertreten sind. Außerdem muss dies in ausgewogener Weise geschehen. Wenn zum Beispiel die Existenz anderer Geschlechtsidentitäten als männlich oder weiblich anerkannt werden soll, so ist es nicht hilfreich, sie beispielsweise nur in einem bestimmten Kapitel in einem Buch zu behandeln. Das würde Othering eher verstärken. Im Gegensatz dazu sollte eine Vielfalt an Geschlechtsidentitäten benannt oder zumindest angedeutet werden, wann immer von Geschlecht die Rede ist. Dies sollte sowohl auf Seiten der Klient:innen, als auch auf Seiten der Therapeut:innen geschehen, um Othering zu vermeiden. Das Gleiche gilt für andere marginalisierte Gruppen wie etwa Migrant:innen (mehr oder weniger, je nachdem aus welchem Land sie kommen), BIPOC-Personen, LGBTIQ+ -Personen, Menschen mit Behinderungen, Menschen mit niedrigem Bildungsstand, usw.

Wertungen in Bezug auf Musik und musikalische Interaktion

Musik stellt ein zentrales Element in der Musiktherapie dar. Hier zeigte die Textanalyse insbesondere, wie unterschiedliche Arten von Musik gesehen und dargestellt werden und welche Bedeutung der Musik im therapeutischen Prozess zugeschrieben wird.

In den Lehrbüchern fanden sich eurozentrische Sichtweisen, in denen westliche Kunstmusik als unmarkierte Norm konstruiert wird, und andere Musiktraditionen und -formen marginalisiert werden (z.B. in Timmermann, 2020a, 2020b). Dies geschieht beispielsweise, wenn elektronische Musikinstrumente laut dem Autor (Decker-Voigt, 2020b), nur „[i]n speziellen Musiktherapie-Praxisfeldern“ (Decker-Voigt, 2020b, S. 54) eingesetzt werden. Auf diese Weise wird suggeriert, dass akustische Instrumente, die vor allem klassische Musik kennzeichnen, universell seien. Instrumente, die vor allem in der populären Musik zu finden sind, werden hingegen nur in „speziellen“ Fällen genannt.

Eine Möglichkeit, um diesen Ungleichgewichten etwa in Studiengängen entgegenzuwirken, wäre es, eine Vielfalt von Musiktraditionen stärker in den Lehrplan einzubeziehen (wie dies auch Stegemann & Weymann, 2019, fordern). Gleichzeitig müsste jedoch auch deren Stellenwert und die Form der Einbindung in den Unterricht bewusst reflektiert werden, um Othering zu vermeiden.

Konzeptionierungen von Klient:innen und Therapeut:innen

Eine zentrale Frage ist hier das Machtgefälle in der Beziehung zwischen Therapeut:innen und Klient:innen und wie dieses in den Texten bestätigt oder destabilisiert wird – dadurch, wer als aktiv, und wer als passiv dargestellt wird, wem welche Eigenschaften zugeschrieben werden, usw.

Die Strategie des Othering fand sich in den Texten auch bezüglich Klient:innen wieder (beispielsweise in Oberegelsbacher, 2020b). Dies geschieht etwa dadurch, dass bestimmte Aspekte, wie beispielsweise Krankheit oder Behinderung, nur in Bezug auf Klient:innen erwähnt werden, wodurch Therapeut:innen als frei von ihnen konstruiert werden. Dies kann auch zur Pathologisierung der Klient:innen führen, indem eine Beeinträchtigung oder eine Krankheit jenes Merkmal ist, das die meiste Beachtung findet. Auf diesen Mechanismus hat beispielsweise Rolvsjord (2014) bereits hingewiesen. Eine Veränderung dieser Konventionen in der Sprache würde hoffentlich auch Veränderungen in der Haltung von Musiktherapeut:innen initiieren und unterstützen.

Hier kommt ein weiterer Aspekt ins Spiel. In wissenschaftlichen Texten im Deutschen ist es eher unüblich, sich als Autor:in zu erkennen zu geben. Texte werden häufig nicht in der Ich-Form verfasst, und wenn Forscher:innen sich auf sich selbst beziehen, so tun sie dies, indem sie über sich selbst in der dritten Person schreiben, was eine überindividuelle Instanz als Autor:in der Texte impliziert. Dies entspringt einer Auffassung von Forschung, die von sich verlangt, notwendigerweise objektiv zu sein, so dass die Person der Autor:innen irrelevant zu sein scheint (ich werde auf diesen Punkt später näher eingehen). In den analysierten Büchern verwendeten die meisten Autor:innen durchweg keine Ich-Form, einige jedoch schon (z. B. Smetana, 2018). Letzteres macht auch einen entscheidenden Unterschied hinsichtlich der Positionen, die Klient:innen und Therapeut:innen zugewiesen werden. In den Texten als Person sichtbar zu sein, macht Therapeut:innen greifbar und reduziert damit das Machtungleichgewicht zwischen Therapeut:innen und Klient:innen in der Sprache.

Die jedoch vorherrschende Praxis der Verschleierung der eigenen Person und die daraus resultierende Produktion von Ungleichheit war für mich umso überraschender, als mehrere Autor:innen in den analysierten Büchern die respektvolle Begegnung zwischen Therapeut:innen und Klient:innen und deren gleichberechtigte Teilhabe am therapeutischen Prozess als eine wichtige Maxime der Musiktherapie sahen, die sie auch als entscheidenden Unterschied zwischen Musiktherapie und medizinischer Behandlung betrachteten (Decker-Voigt, 2020a; Schmidt et al., 2020a). Einige wiesen darauf hin, dass die Musiktherapie zu einer Veränderung der medizinischen Sichtweise auf Klient:innen beitragen könne, indem sie sich auf ihre spezifischen Stärken in einem ganzheitlichen, ressourcen- und prozessorientierten Ansatz konzentriere (Schmidt et al., 2020a). Diese Spezifität und der aus Sicht dieser Autor:innen bestehende Vorteil der Musiktherapie könnte wirkmächtiger werden, wenn sie in Texten stärker sichtbar gemacht würde, etwa indem die Position der Therapeut:innen und Autor:innen explizit gemacht wird, d.h. sie sich selbst in der ersten Person benennen und auch persönliche Meinungen explizit als solche kennzeichnen (wie beispielsweise Smetana, 2018) oder indem der Anteil der Klient:innen am Therapieerfolg thematisiert wird (Mössler, 2018; Rüegg, 2018).

In den analysierten Texten finden sich häufig „störungsspezifische“ Zuschreibungen, wenn etwa der Aspekt, nach dem Personen in erster Linie gruppiert werden, eine Diagnose ist und damit eine Art Uniformität dieser Personen konstruiert wird und alle anderen Aspekte, die ihr Erleben beeinflussen, vernachlässigt werden (etwa in Timmermann, 2020c). Auf diese Weise werden Klient:innen durch eine fragmentarische Sichtweise, die sich auf körperliche und psychische Funktionen konzentriert, entindividualisiert. Die Entwicklung störungsspezifischer Konzepte in der Musiktherapie ist notwendig für ihre Behauptung in einem medizinisch dominierten Umfeld, in dem sie in Österreich zumeist angesiedelt ist. Dies kann jedoch zu einem inneren Konflikt für Musiktherapeut:innen führen, die die Person der Klient:innen in ihrer Ganzheit sehen wollen, sich aber dennoch auf Symptome und Defizite konzentrieren müssen, um in ihrem beruflichen Umfeld ernst genommen zu werden. Ein offenerer Umgang mit diesem Thema in der musiktherapeutischen Ausbildung und die Ermutigung zu individuellen Wegen, diesen Spagat zu meistern, könnte auch den Effekt haben, eine ganzheitliche und

ressourcenorientierte Sichtweise auf Klient:innen insgesamt zu stärken und Pathologisierung zu reduzieren.

Wertungen und Normen im beruflichen und disziplinären Umfeld

Musiktherapeut:innen sind in ihrem beruflichen Umfeld mit unterschiedlichen Werten und Normen konfrontiert. Diese bestimmen etwa, wie die Zusammenarbeit zwischen Klient:innen und Therapeut:innen in einem bestimmten Setting abläuft. Sie führen aber auch zu Hierarchien innerhalb des Behandlungsteams und damit häufig zu einer Marginalisierung von Musiktherapeut:innen und der Musiktherapie selbst. Dies war ein Thema, das in der partizipativen Forschungsgruppe (Fent, 2021) viel diskutiert wurde. In der Hierarchie des Gesundheitswesens steht die Ärzt:innenschaft an der Spitze (Sluneco, 2017b). Ein sprachlicher Aspekt im Kontext von Hierarchien im Gesundheitswesen ist die Frage nach den unterschiedlichen Ausdrucksweisen, die in multiprofessionellen Teams verwendet werden. Hier kommen nicht nur unterschiedliche Professionen zusammen, sondern auch unterschiedliche Paradigmen sowie unterschiedliche Zugänge zu Gesundheit und Wohlbefinden und zur Beschaffenheit therapeutischer Beziehungen. Auch auf der Ebene kleinerer Einheiten wie Teams in einer Klinik führen diese Hierarchien zur Privilegierung bestimmter Ansätze – medizinischer Ansätze – bei denen über Klient:innen hauptsächlich im Hinblick auf ihre Diagnose und Symptome gesprochen wird; und zur Marginalisierung anderer Ansätze – psychotherapeutischer Ansätze – die eine größere Vielfalt von Faktoren berücksichtigen wollen, die das Wohlbefinden einer Person beeinflussen, und somit dessen Verbesserung auch mit anderen Aspekten als der bloßen Verringerung der Schwere von Symptomen verbinden (Sluneco, 2017b). In meiner Analyse der Bücher fand ich als Strategie zum Umgang mit diesem Dilemma in der Musiktherapie am häufigsten die Übernahme einer medizinischen Sprache, um in einem medizinisch dominierten Umfeld ernst genommen und respektiert zu werden (z.B. Stegemann, 2018).

Auch hier könnte ein deutliches Ansprechen dieses Dilemmas in multidisziplinären Kontexten und ein viel häufigeres Eintreten für die Spezifika der Musiktherapie dazu beitragen, dieses Machtungleichgewicht zu verringern. In dieser Hinsicht könnte es für die Musiktherapie entscheidend sein, sich ihrer Besonderheiten und Stärken bewusst zu sein und diese in einem Gesundheitssystem, auch wenn dieses andere Paradigmen privilegiert, bewusst aufrechtzuerhalten (Schmidt et al., 2020a). Durch die Auswahl spezifischer, diese Besonderheiten und Stärken hervorhebende Forschungszugänge (Sonntag, 2011), sowie entsprechendes selbstbewusstes Schreiben und Sprechen der Musiktherapeut:innen könnte die Position der Musiktherapie begünstigt werden. So könnte ein Paradigmenwechsel in der Psychiatrie unterstützt werden, der auch von einigen Vertreter:innen medizinischer Berufe gefordert wird (beispielsweise Maio, 2018; Schmidt et al., 2020a), indem ein ganzheitlicher Ansatz zu menschlichem Wohlbefinden gefördert wird.

Wertungen in Bezug auf Forschung

Bei der Analyse der Lehrbücher wurde deutlich, dass positivistische Forschung und quantitative Methoden höher bewertet werden als andere Forschungsparadigmen und -methoden (z.B. in Gold & Stegemann, 2018). Dies ist insofern von Bedeutung, als die Dominanz positivistischer Forschung im Gesundheitswesen dazu führen kann, dass bestimmte Zugänge zu Gesundheit privilegiert und andere marginalisiert werden (Kriz, 2019; Sluneco, 2017a). Sie privilegiert medizinische Behandlungsformen, deren Wirksamkeit durch solche Forschung nachgewiesen werden kann, marginalisiert aber psychotherapeutische Ansätze, bei denen die Beziehung zwischen den Akteur:innen von großer Bedeutung ist, die aber durch solche Methoden nicht erfasst werden kann.

Innerhalb der Psychotherapie privilegiert sie stark manualisierte Verfahren gegenüber weniger manualisierten (Kriz, 2019).

Die bereits erwähnte Konvention, in wissenschaftlichen Texten unpersönliche Formen zu verwenden, resultiert aus der in einem positivistischen Paradigma geforderten Objektivität der Forschung und untermauert diese gleichzeitig, indem sie eine überindividuelle Gültigkeit der präsentierten Ergebnisse in zweierlei Hinsicht beansprucht: Erstens würden alle Forschenden zu den gleichen Ergebnissen kommen, wenn ihnen die gleichen Daten vorgelegt werden, und zweitens könnten die Ergebnisse auf alle Personen einer bestimmten Gruppe übertragen werden. Der ersten Behauptung kann die bereits skizzierte Situiertheit von Wissen (Haraway, 1988) entgegengehalten werden: In einer konstruktivistischen Sichtweise würden zwei Personen in der gleichen Forschungssituation aufgrund ihrer unterschiedlichen Hintergründe nie zu den gleichen Ergebnissen kommen. Die zweite Behauptung impliziert ein essentialistisches Menschenbild: In der Gesundheitsforschung werden Personen oft nach ihrer Diagnose gruppiert. In einer intersektionalen Sichtweise ist die Dimension Gesundheit, wie sie in einer Diagnose dargestellt wird, jedoch nur ein Aspekt der Identität einer Person, und die Reduktion von Personen auf ihre Diagnose bedeutet, dass alle anderen Aspekte, die ihre Erfahrungen ausmachen, ignoriert werden. Dies kann eine individualisierte Behandlung eher behindern als fördern. Darüber hinaus stammen Diagnosemanuale und Methoden des Assessments aus bestimmten gesellschaftlichen Kontexten und reproduzieren daher deren Machtverhältnisse und Normen (Shuttleworth, 2006).

Hier könnte eine stärkere Einbindung von Ansätzen und Forscher:innen aus dem Bereich der Sozial- und Geisteswissenschaften in die musiktherapeutische Forschung von Vorteil sein, um eine stärkere Berücksichtigung menschlicher Subjektivität und sozialer Kontexte sowie eine kritische Sicht auf die eigene Disziplin zu begünstigen (Malich & Keller, 2020).

Fazit

In diesem Artikel konnte ich nur einen kleinen Einblick in mein Dissertationsprojekt geben. Ich wollte anhand einiger Beispiele zeigen, wie gesellschaftliche Normen und Machtverhältnisse und die damit verbundenen Diskriminierungen in deutschsprachigen Musiktherapie-Lehrbüchern sprachlich eingebettet sind und untermauert werden. Ich habe einige Vorschläge skizziert, wie eine Veränderung der Sprache in diesem Zusammenhang eine Veränderung der gesellschaftlichen Realitäten befördern könnte.

Das Bemühen um gesellschaftlichen Wandel liegt in der Verantwortung jeder einzelnen Person. Berufe wie die Musiktherapie, deren primäres Ziel es ist, Menschen bei der Verwirklichung eines für sie befriedigenden Lebens zu unterstützen, müssen sich zwangsläufig mit den gesellschaftlichen Umständen auseinandersetzen, die Lebenszufriedenheit für manche Menschen leichter erreichbar machen als für andere. Im Mittelpunkt steht dabei die Reflexion über die Kompliz:innenschaft der Musiktherapie im Kontext von sozialer Ungleichheit, Diskriminierung und Unterdrückung (Hadley, 2013a).

Ich habe das Glück, am Institut für Musiktherapie meiner Universität ein Klima vorzufinden, in dem eine solche Reflexion begrüßt und als Anstoß genommen wird, Schritte gegen Diskriminierung in unserem Beruf zu initiieren. Die entscheidende Frage bleibt für mich, wie diese Themen ihren Weg in breitere Foren finden können und nicht in einem kleinen Kreis von interessierten Leser:innen oder nur im akademischen Bereich verbleiben. Insofern würde ich vorschlagen, diese Überlegungen in alle Bereiche der Musiktherapie einzubringen: in die Ausbildung, in die berufliche Fortbildung, in die Forschung; an Universitäten und Ausbildungsstätten, aber auch an den Arbeitsstätten von Musiktherapeut:innen.

Darüber hinaus halte ich es für zentral, Wege zu finden, diese Erkenntnisse so zu kommunizieren, dass sie nicht abwertend oder anklagend erscheinen. Die Erkenntnis, dass

jede Person von den gesellschaftlichen Normen betroffen ist, in denen sie lebt, und dass niemand davor gefeit ist, diskriminierende Aussagen zu machen oder diskriminierende Handlungen zu setzen, sollte ein erster Schritt sein, um miteinander ins Gespräch zu kommen und im Gespräch zu bleiben. Auf diese Weise sollte es leichter zu akzeptieren sein, wenn bestimmte Aussagen oder Handlungen von anderen als diskriminierend empfunden werden.

Sprache und gesellschaftliche Umstände verändern sich ständig, und die Identitäten und Zugehörigkeiten von Personen können fließend sein und sich von Kontext zu Kontext unterscheiden. Intersektionalität lehrt uns, dass es sich immer lohnt, einen zweiten Blick zu riskieren: Wenn eine Person in einer Kategorie privilegiert ist, kann sie durchaus in anderen, vielleicht weniger sichtbaren Kategorien in einem bestimmten Kontext marginalisiert sein und umgekehrt. Das Erkennen und Anerkennen unserer Privilegien könnte uns davor bewahren, vorschnelle Urteile zu fällen und einseitige Anschuldigungen zu erheben. Einander zuzuhören und offen für Veränderungen zu sein, sollte uns helfen, das wichtigste Ziel von allen zu verfolgen: mehr soziale Gerechtigkeit zu schaffen.

Über die Autorin

Julia Fent ist Musiktherapeutin und Sängerin und hat in Gender Studies promoviert. Seit 2021 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wiener Zentrum für Musiktherapieforschung (WZMF) an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien tätig. Ihre aktuellen Forschungsinteressen sind diskriminierungskritische Perspektiven in der Musiktherapie, soziale Gerechtigkeit, qualitative und partizipative Forschung und Diskursanalyse.

Literaturverzeichnis

- Austin, J. (1962). *How to do Things with Words: The William James Lectures Delivered at Harvard University in 1955*. Clarendon Press.
- Babka, A. & Posselt, G. (2016). *Gender und Dekonstruktion: Begriffe und kommentierte Grundlagentexte der Gender- und Queer-Theorie*. Facultas.
- Bain, C., Grzanka, P. & Crowe, B. (2016). Toward a Queer Music Therapy: The Implications of Queer Theory for Radically Inclusive Music Therapy. *The Arts in Psychotherapy*, 50, 22–33. <https://doi.org/10.1016/j.aip.2016.03.004>
- Bain, C. & Gumble, M. (Hrsg.). (2019). Special Issue on Queering Music Therapy [Sonderheft]. *Voices: A World Forum for Music Therapy*, 19(3).
- Baines, S. (2013). Music Therapy as an Anti-oppressive Practice. *The Arts in Psychotherapy*, 40(1), 1–5. <https://doi.org/10.1016/j.aip.2012.09.003>
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (1966). *The social construction of reality: A treatise in the sociology of knowledge*. Anchor Books.
- Breuer, F., Muckel, P. & Dieris, B. (2019). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis* (4., durchgesehene und aktualisierte Auflage). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22219-2>
- Butler, J. (1990). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. Routledge.
- Butler, J. (1993). *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of 'Sex'*. Routledge.
- Comte, R. (2016). Neo-Colonialism in Music Therapy: A Critical Interpretive Synthesis of the Literature Concerning Music Therapy Practice with Refugees. *Voices: A World Forum for Music Therapy*, 16(3). <https://doi.org/10.15845/voices.v16i3.865>

- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum*, 1989(1), 139–167.
- Decker-Voigt, H.-H. (2020a). Forschungsstand Musikmedizin und Musikpsychologie oder: ‚Das Gehirn hört mehr als die Ohren‘. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 39–48). Reinhardt.
- Decker-Voigt, H.-H. (2020b). Das Instrumentarium: Streicheln und Ermorden – Musikinstrumente: ihr Appell, ihre Symbolik. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 49–54). Reinhardt.
- Decker-Voigt, H.-H. (2020c). Pubertät (12–16): ‚Weder Fisch noch Fleisch‘: Theoriebildung: ‚Vom Kindsein im Erwachsenwerden‘. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 218–227). Reinhardt.
- Decker-Voigt, H.-H., Oberegelsbacher, D. & Timmermann, T. (Hrsg.). (2008/2020). *Lehrbuch Musiktherapie* (3., aktualisierte Auflage). Reinhardt. (Erstveröffentlichung 2008)
- Degele, N. (2008). *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. Fink.
- Dietze, G., Hornscheidt, L., Palm, K. & Walgenbach, K. (2012). Einleitung. In K. Walgenbach, G. Dietze, L. Hornscheidt & K. Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (2. Aufl., S. 7–22). Barbara Budrich.
- Dietze, G., Michaelis, B. & Haschemi Yekani, E. (2012). ‚Checks and Balances.‘ Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory. In K. Walgenbach, G. Dietze, L. Hornscheidt & K. Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (2. Aufl., S. 107–139). Barbara Budrich.
- Edwards, J. & Hadley, S. (2007). Expanding Music Therapy Practice: Incorporating the Feminist Frame. *The Arts in Psychotherapy*, 34(3), 199–207.
<https://doi.org/10.1016/j.aip.2007.01.001>
- Fent, J. (2021). *Diskriminierungskritische Perspektiven auf Musiktherapie und ihre Kontexte* [Unveröffentlichte Dissertation]. Universität für Musik und darstellende Kunst Wien
- Fitzthum, E. (2018). Die Krisen des Erwachsenenalters. In T. Stegemann & E. Fitzthum (Hrsg.), *Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder* (2. Aufl., S. 243–258). Praesens.
- Gold, C. & Stegemann, T. (2018). Musiktherapeutische Forschung – Methoden und aktuelle Entwicklung. In T. Stegemann & E. Fitzthum (Hrsg.), *Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder* (2. Aufl., S. 121–144). Praesens.
- Hadley, S. (2013a). Dominant Narratives: Complicity and the Need for Vigilance in the Creative Arts Therapies. *The Arts in Psychotherapy*, 40(4), 373–381.
<https://doi.org/10.1016/j.aip.2013.05.007>
- Hadley, S. (2013b). *Experiencing Race as a Music Therapist: Personal Narratives*. Barcelona Publishers.
- Hadley, S. (Hrsg.). (2014). Special Issue on Music Therapy and Disability Studies [Sonderheft]. *Voices: A World Forum for Music Therapy*, 14(3).

- Halstead, J. & Rolvsjord, R. (2015). The Gendering of Musical Instruments: What Is It? Why Does It Matter to Music Therapy? *Nordic Journal of Music Therapy*, 26(1), 3–24. <https://doi.org/10.1080/08098131.2015.1088057>
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Heron, J. (1996). *Co-operative Inquiry: Research into the Human Condition*. Sage.
- Heron, J. & Reason, P. (2001). The Practice of Co-operative Inquiry: Research ‘with’ rather than ‘on’ People. In P. Reason & H. Bradbury (Hrsg.), *Handbook of Action Research: Participative Inquiry and Practice* (S. 179–188). Sage.
- Hill Collins, P. & Bilge, S. (2020). *Intersectionality* (2nd ed.). Polity.
- Kalenderidis, Z. (2020). The Great Reveal: The Experiences of a Registered Music Therapist with a Disability: An Arts-Based Research Project. *Voices: A World Forum for Music Therapy*, 20(1). <https://doi.org/10.15845/voices.v20i1.2873>
- Kriz, J. (2019). ‚Evidenzbasierung‘ als Kriterium der Psychotherapie-Selektion? *Psychotherapie-Wissenschaft*, 9(2), 42–50. <https://doi.org/10.30820/1664-9583-2019-2-42>
- Maio, G. (2018). Werte für die Medizin: Warum die Heilberufe ihre eigene Identität verteidigen müssen. Kösel.
- Malich, L. & Keller, D. (2020). Die Psychological Humanities als reflexives Moment der Psychologie. In V. Balz & L. Malich (Hrsg.), *Psychologie und Kritik: Formen der Psychologisierung nach 1945* (S. 87–113). Springer.
- Messer, M. (2013). *GeschlechtsKörperKonzeptionen und -Konstruktionen in Biologie und Medizin* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Universität Wien, Wien. <https://doi.org/10.25365/THESIS.30339>
- Metell, M. (2014). Dis/Abling Musicking: Reflections on a Disability Studies Perspective in Music Therapy. *Voices: A World Forum for Music Therapy*, 14(3). <https://doi.org/10.15845/voices.v14i3.786>
- Mössler, K. (2018). Spezifische und unspezifische Wirkfaktoren in der Musiktherapie. In T. Stegemann & E. Fitzthum (Hrsg.), *Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder* (2. Aufl., S. 105–120). Praesens.
- Oberegelsbacher, D. (2020a). Adoleszenz (16–28): Normalverlauf und Störungsmöglichkeiten. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 229–234). Reinhardt.
- Oberegelsbacher, D. (2020b). Definition. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 18–20). Reinhardt.
- Pusch, L. F. (1984). *Das Deutsche als Männersprache: Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Suhrkamp.
- Pusch, L. F. (1990). *Alle Menschen werden Schwestern: Feministische Sprachkritik*. Suhrkamp.
- Reisigl, M. (2017a). The Discourse-Historical Approach. In J. Flowerdew & J. E. Richardson (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Critical Discourse Studies* (S. 44–59). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315739342.ch3>
- Reisigl, M. (2017b). Sprachwissenschaftliche Diskriminierungsforschung. In A. Scherr, A. El-Mafaalani & G. Yüksel (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 81–100). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10976-9_8

- Reisigl, M. & Wodak, R. (2001). *Discourse and Discrimination: Rhetorics of Racism and Antisemitism*. Routledge.
- Reisigl, M. & Wodak, R. (2016). The discourse-historical approach (DHA). In R. Wodak & M. Meyer (Hrsg.), *Methods of critical discourse studies* (3. Aufl., S. 23–61). Sage.
- Rolvjord, R. (2004). Therapy as Empowerment: Clinical and Political Implications of Empowerment Philosophy in Mental Health Practises of Music Therapy. *Nordic Journal of Music Therapy*, 13(2), 99–111. <https://doi.org/10.1080/08098130409478107>
- Rolvjord, R. (2010). *Resource-Oriented Music Therapy in Mental Health Care*. Barcelona.
- Rolvjord, R. (2014). The Competent Client and the Complexity of Dis-ability. *Voices: A World Forum for Music Therapy*, 14(3). <https://doi.org/10.15845/voices.v14i3.787>
- Rüegg, U. (2018). Rezeptive Musiktherapie: mit spezieller Berücksichtigung musikinduzierter Veränderter Wachbewusstseinszustände. In T. Stegemann & E. Fitzthum (Hrsg.), *Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder* (2. Aufl., S. 67–70). Praesens.
- Schmidt, H. U., Stegemann, T. & Spitzer, C. (2020a). Einführung – Musiktherapie bei psychischen und psychosomatischen Störungen. In H. U. Schmidt, T. Stegemann & C. Spitzer (Hrsg.), *Musiktherapie bei psychischen und psychosomatischen Störungen* (S. 3–8). Elsevier.
- Schmidt, H. U., Stegemann, T. & Spitzer, C. (Hrsg.). (2020b). *Musiktherapie bei psychischen und psychosomatischen Störungen*. Elsevier.
- Schröter, J., Linke, A. & Bubenhofer, N. (2012). ‚Ich als Linguist‘ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums. In S. Günthner, D. Hüpper & C. Spiess (Hrsg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität* (S. 359–380). De Gruyter.
- Seabrook, D. (2019). Toward a Radical Practice: A Recuperative Critique of Improvisation in Music Therapy Using Intersectional Feminist Theory. *The Arts in Psychotherapy*, 63, 1–8. <https://doi.org/10.1016/j.aip.2019.04.002>
- Shuttleworth, S. (2006). Viewing Music Therapy Assessment through a Feminist Therapy Lens. In S. Hadley (Hrsg.), *Feminist Perspectives in Music Therapy* (S. 429–450). Barcelona Publishers.
- Slunecko, T. (2017a). Psychotherapie – eine Lagebestimmung. In T. Slunecko (Hrsg.), *Psychotherapie: Eine Einführung* (2. Aufl., S. 11–28). Facultas.
- Slunecko, T. (Hrsg.). (2017b). *Psychotherapie: Eine Einführung* (2., vollständig überarbeitete Auflage). Facultas.
- Smetana, M. (2018). Aktive Musiktherapie. In T. Stegemann & E. Fitzthum (Hrsg.), *Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder* (2. Aufl., S. 39–56). Praesens.
- Sonntag, J. (2011). Zwischen Konformismus und Originalität: Kritische Überlegungen zur gesellschaftlichen Verortung der Musiktherapie. In J. Illner & M. Smetana (Hrsg.), *Wiener Schule der differenziellen klinischen Musiktherapie – ein Update* (S. 163–174). Praesens.
- Stahlberg, D. & Sczesny, S. (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau*, 52(3), 131–140.
- Stegemann, T. (2018). Was MusiktherapeutInnen über das Gehirn wissen sollten: Neurobiologie für die Praxis. Reinhardt.

- Stegemann, T. & Fitzthum, E. (Hrsg.). (2014/2018). *Kurzlehrbuch Musiktherapie Teil I: Wiener Ringvorlesung Musiktherapie – Grundlagen und Anwendungsfelder* (2., aktualisierte und erweiterte Auflage). Praesens. (Erstveröffentlichung 2014)
- Stegemann, T. & Weymann, E. (2019). *Ethik in der Musiktherapie: Grundlagen und Praxis*. Psychosozial-Verlag.
- Timmermann, T. (2020a). Anthropologische und ethnologische Aspekte. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 81–86). Reinhardt.
- Timmermann, T. (2020b). Historische Aspekte. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 87–95). Reinhardt.
- Timmermann, T. (2020c). Praxeologie. In H.-H. Decker-Voigt, D. Oberegelsbacher & T. Timmermann (Hrsg.), *Lehrbuch Musiktherapie* (3. Aufl., S. 55–65). Reinhardt.
- Tißberger, M. (2017). *Critical Whiteness: Zur Psychologie hegemonialer Selbstreflexion an der Intersektion von Rassismus und Gender*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Whitehead-Pleaux, A. (2017). Discrimination and Oppression. In A. Whitehead-Pleaux & X. Tan (Hrsg.), *Cultural Intersections in Music Therapy: Music, Health, and the Person* (S. 19–27). Barcelona Publishers.

¹ Es gibt im Deutschen verschiedene Strategien, die darauf abzielen, Leser:innen zu signalisieren, dass Geschlecht nicht binär verstanden wird, und somit zu zeigen, dass alle Geschlechtsidentitäten berücksichtigt und angesprochen werden. Etabliert haben sich beispielsweise der Unterstrich (Therapeut_in), der Asterisk (Therapeut*innen) oder der Doppelpunkt (Therapeut:innen). Letzterer hat den Vorteil, dass er barrierefrei ist, da er auch von Screenreadern gemäß der Absicht verstanden und entsprechend vorgelesen wird. Ich verwende daher diese Form.

² Hier möchte ich erwähnen, dass Queer Theory üblicherweise der Tradition des Dekonstruktivismus zugeordnet wird. Konstruktivismus und Dekonstruktivismus sind jedoch nicht als Gegensätze zu sehen (Degele, 2008), denn sie teilen die gemeinsame Grundannahme, dass es keine Realität gibt, die den Prozessen der Beobachtung und Erkenntnis vorgelagert ist. Lediglich der Fokus ist bei den beiden Ansätzen unterschiedlich: Konstruktivistische Ansätze in den Gender Studies zielen auf die analytische Rekonstruktion sozialer Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität etc. ab, d.h. sie wollen verstehen, wie diese durch soziale Interaktionen produziert und naturalisiert werden (Degele, 2008). Dekonstruktivistische Ansätze sind mehr an den Diskursen interessiert, in die diese Konstruktionsprozesse interaktiv eingebettet sind (Babka & Posselt, 2016). Ich sehe daher die Bezugnahme auf Queer Theory nicht als Widerspruch zu meiner konstruktivistischen Grundausrichtung, sondern denke vielmehr, dass sie diese um einen wesentlichen Aspekt ergänzt.

³ Die Forschungsgruppe wird in meiner Dissertation (Fent, 2021) ausführlich beschrieben.